

Spectator mundi: Ein Kapitel aus dem Hermann Bahr-Buche ¹⁾

Ich und die Musik.

Dies ist ein Buch der Wahrheit und ein Buch der Bekenntnisse.

Ehe ich ein neues Kapitel beginne, gehe ich von meinem Salzburger Schlüssel hinüber nach dem alten Friedhof, wo sich die Gräber meiner Großeltern befinden, um mir vor diesen schlichten Steinen Kraft zu holen. Es ist immer eine schwere Sache um das Bekennen der Wahrheit und namentlich für mich, der ich es immer verstanden habe, unangenehmen Dingen auszuweichen.

Ich will jetzt bekennen, was es für eine Bewandnis hat zwischen mir und der Musik.

Manche glauben nach vielen meiner zahllosen Schriften und Bücher, ich sei musikalisch. O, meine Freunde, nichts ist falscher und irriger als diese Meinung. Ich bin vielmehr der unmusikalischste Mensch unter der Sonne, und aus meinen Knabentagen her weiß ich noch, daß mir alle Gesangsstunden und Musikübungen ein Gräuel waren. Ich lernte zur Not die Volkshymne vom lieben Augustin, den Deutschmeistermarsch von einem Ave Maria zu unterscheiden. Und da sich auf diesen vier Melodien Österreich aufbaut, hätten diese musikalischen Kenntnisse vollauf genügt, wenn ich nur Österreicher hätte bleiben wollen.

Aber ich hatte die Sehnsucht, ein guter Europäer zu werden und mein Jahrhundert mit Friedrich Nietzsche und Cosima Wagner Hand in Hand in die Schranken zu

¹⁾ Ein ungeschriebenes Kapitel des Hermann Bahr-Buches.
(Berlin, S. Fischer). Die Herausgeber.

fordern, und so mußte ich mehr von dieser geräuschvollen Kunst, der Musik, erlernen.

Doch davon später.

Zuerst, ich meine in den ersten Jahren meiner Laufbahn als Kulturgewissen Europas, ging es auch ganz gut ohne Musik. Ich machte mich groß, indem ich auf des alten Ibsens Schultern flettete, mit den damals gerade etwas zu verdienen war. Was brauchte ich da Musik, von der mein damaliger Meister selbst nichts verstand?

Aber das Geschäft mit Ibsen und seinen Nachfolgern ging auf die Dauer schlechter, als ich berechnet hatte, und da es sich gerade um diese Zeit ereignete, daß Nietzsche in Mode kam, wandte ich mich mit der mir eigenen Behendigkeit diesem neuen Manne zu, der mir für längere Zeit Ruhm und ein behagliches Auskommen versprach.

Nun weiß ein jeder, daß dieser Philosoph, der unstreitig mir einen Teil seiner Popularität verdankt, viel vom Tanz und von der Musik überhaupt in seinen Büchern spricht, daß er Wagner zuerst vergötterte, um ihn dann später um so kräftiger zu verachten.

Natürlich vertrat als geschickter Mensch ich nur den späteren Nietzsche. Aber um ein würdiger Jünger meines Meisters zu werden, bemühte ich mich, meine musikalischen Kenntnisse zu vervollständigen, und da er meinte, daß uns Tanz und Leichtigkeit not taten, brachte ich der Musik, die wir die leichte nennen, viel Aufmerksamkeit entgegen. Die Praterspazzen, der alte Draher, Wiener Walzerorchester wurden meine Lehrer, und da es sich an diesen Kunststätten, wo sie ihre Musik hören lassen, ganz angenehm leben läßt, machte ich mich selbst überraschende Fortschritte, und ich konnte mir bald von einem großen Variete-Unternehmer einige Tausend Kronen Vorschuß auf ein Buch geben lassen,

das ich schreiben wollte, und mit dem ich zu beweisen gedachte, daß dies die einzig wahre und echte Kunst wäre, und daß die Praterspazzen berufen wären, die Welt von den Nebeln des Musikdramas zu erlösen.

Ich hatte den Vorschuß schon verbraucht und den ersten Bogen dieses Werkes schon geschrieben, als mich meine Freunde darauf aufmerksam machten, daß ich doch noch nicht berühmt genug wäre, um eine solche Revolution des musikalischen Geschmacks erfolgreich durchzuführen. Nach einigem Überlegen sah ich ein, daß sie nicht Unrecht hatten, und da für einen Mann, der weiter will, nichts gefährlicher ist, als eine verlorene Schlacht, ließ ich diesen Plan fürs erste fallen.

Aber ich hatte nun doch schon an der Musik einigen Geschmack gewonnen, und ich hatte gefunden, daß man gerade über die Dinge die tiefsten Sachen sagen kann, von denen man das wenigste versteht. So beschloß ich denn, der Musik auch weiterhin Raum in meinem Leben zu gönnen, und da ich damals gerade — leider, denn es war eine teure und eigentlich recht überflüssige Sache — die Gräber meiner Großeltern in Salzburg in Ordnung bringen lassen mußte, fiel mir ein, daß es für mich doch eigentlich gewissermaßen zur Familientradition gehören mußte, für Mozart einzutreten, von dem ich bis dahin allerdings wenig mehr wußte, als daß er ein Klassiker war, und daß ihm in Wien ein schönes Denkmal errichtet war, über das ich schon immer einmal ein Feuilleton hatte schreiben wollen.

Da ich nun außerdem in dieser Zeit in eine nähere Fühlung mit dem Theater kam, beschloß ich, für Mozart zu kämpfen, und ohne den Vorschuß für das Varietebuch zurückzuzahlen, suchte ich mir einen neuen, vorschußfreudigen

Verleger für ein Mozartwerk. Aber ehe ich ihn gefunden hatte, mußte ich zu meinem Schrecken erkennen, daß mit Mozart solange durchaus kein Geschäft zu machen war, als diese Lilly Lehmann lebte, die von Mozart wirklich etwas verstand, und die so verblendet ist, einer Sache nur um der Sache willen zu dienen.

Ich wandte mich also schleunigst, denn ich liebe es nicht Zeit zu verlieren, von Mozart ab, und ich beschloß, Wagnerianer zu werden. Das erschien mir praktisch zu sein, denn ich sah, daß Wagner beim Publikum ungeheuer beliebt ist, und daß sich tausend kleinere Geister als ich davon nähren, indem sie über ihn die tiefsinnigsten Aufsätze schreiben.

Ich stellte also meine Feder in Wagners und Bayreuths Dienst, und ich habe, daß kann ich ganz ruhig sagen, für Frau Cosima gekämpft wie ein Armeekorps, und noch dazu ganz gegen meine innerste Überzeugung, denn ich finde den Spektakel dieser Opern einfach scheußlich. Aber was tut man nicht für eine gute Sache, die sich lohnt. Und sie hat sich gelohnt, das darf ich mit freudigem Stolz sagen, und ich bedaure nur, daß Wagner kein Zeitgenosse von mir gewesen ist, denn wenn ich schon bei seinen Lebzeiten für ihn hätte eintreten können, so wäre er noch berühmter und ich noch viel reicher geworden.

Aber es hat sich auch so gelohnt, und man muß zufrieden sein.

In dieser Zeit, als ich Wagner lernte, hatte ich das Glück, einer ehemals großen Sängerin zu begegnen, deren Stimme sich schon bedenklich der Weltverneinung zuwandte. Ich habe, da sie ein netter Kerl war, mit ihr gewettet, daß es ein Leichtes sei, sie der ganzen Welt als die einzig echte Wagner-sängerin aufzuschwätzen. Ich machte mich gleich an die

Arbeit, und mit zwanzig Feuilletons war alles geschehen. Meine Sängerin wurde berühmter als in ihren besten Tagen, und sie verdiente das Geld scheffelweise.

Da sie ein dankbares Gemüt ist, heiratete sie mich, und wir steigerten einer den andern. Ich nahm die Regie ihres Lebens in meine geschickte Hand, ich machte sie zur bedeutenden Frau, und sie führte mich immer tiefer in das Werk Wagners ein.

Wir waren in Bayreuth hochgeehrt und immer willkommen, denn ein Festspiel ohne meine Frau hätte weder den Amerikanern noch den Engländern Spaß gemacht. Und wie der Erfolg dieses Unternehmens gewesen wäre, hätte ich nicht die Kritiken geschrieben, nun, das will ich hier nicht untersuchen, denn ich bin ein Mensch, der weiß, was er von der Dankbarkeit zu halten hat.

Da zu keiner Rolle Wagners so wenig Stimme gehört wie zu der trefflichen Kundry in Parsifal, war es ganz selbstverständlich, daß ich diese Partie gewissermaßen als ausschließliches Eigentum meiner Gattin ansprach, und da der Parsifal nur dann hoch im Preise stehen kann, wenn er nur in Bayreuth gesungen wird — denn im Vertrauen, meine Freunde, er ist unsäglich langweilig — trat ich natürlich an die Spitze des Bundes für Parsifalschutz, und ich schrieb auch noch immer Aufsätze in seinem Sinne, als ich schon längst wußte, daß an einen Erfolg unserer Bestrebungen nicht zu denken war. Aber kein Feuilleton wurde um diese Zeit besser bezahlt, als Betrachtungen über den Parsifal und den heiligen Gral. Jetzt, wo es sich entschieden hat, daß man im nächsten Jahre dieses Werk überall spielen wird, trete ich mit der mir eigenen Begeisterung dafür ein, daß man es wenigstens nur in der Form von Festspielen tut, was natürlich für das Werk und für uns

das Beste ist, denn bei Gastspielen meiner Gattin in einem Festspiel ist sie viel teurer als an einem gewöhnlichen Theaterabend.

Aber da Kasten Kosten ist, und da Richard Strauß, der mir sympathisch ist, weil er auch ein guter Geschäftsmann ist, in seiner *Rhythmenrästra* eine Rolle geschrieben hat, die meiner Frau trefflich liegt, denn bei dieser Musik ist es noch gleichgültiger wie bei Wagner, ob man die rechten Töne oder die falschen trifft, legten wir uns auch für ihn ins Zeug, obwohl man in Bayreuth darüber Zeter schrie. Aber ich blieb stark und stellte die Kabinettsfrage: Entweder verdoppelt ihr die Gage meiner Frau, oder ihr laßt sie auch Strauß singen. Sogleich besann sich Cosima darauf, wie ich's erwartet hatte, daß es unrecht wäre, einer Künstlerin Fesseln anzulegen, und man läßt uns seitdem gewähren. Denn wie gesagt, sie gebrauchen uns beide, die weltverneinende Stimme meiner Frau sowohl wie meine Feder, die in zwei Weltblättern für sie sicht, solange es Rudolf Mosse und Moriz Benedikt gefällt.

So ist nun allerdings mein Leben von Musik getragen und von Harmonien durchtränkt, und diese unkörperlichste aller Künste, von der ich früher niemals wußte, daß man auch mit ihr soviel Geld verdienen könnte, soll uns auch weiter durch das Leben begleiten, denn sie ist mir jetzt wahrlich die liebste geworden.

Und wenn ich wieder einmal einen Komponisten finde, bei dem es sich lohnt: ich will für ihn eintreten, als wenn ich dafür bezahlt würde.

Darauf gebe ich mein Wort, das ich niemals gebrochen habe, wie ich auch niemals meine Ideale gewechselt habe. Denn ich bin ein ernster Mensch und ich weiß, was ich will und ich weiß vor allen Dingen, was ich meinen Groß-

eltern schuldig bin, die in der Mozartstadt Salzburg begraben liegen.

Das ist ein Zeichen und ein Wegweiser. Und ich werde nicht ruhen, bis ich auch mit Mozart mein Geschäft gemacht habe wie mit Gabor Steiner und Strauß und Wagner.

Das walte Gott, dem ich nach Karl Kraus mich in Gnaden empfehle.

Ernst Feigl: Drei Gedichte

Vor dem Einschlafen

Ich fühle meinen Leib nicht,
Nur ein Niesenaug,
Das sich Wege durch das Dunkel bricht.

Mein Gehör ist wie ein Tier,
Das Geräuschen nachschleicht
Und mein Blut gleicht einer Tür,

Die im Dunkeln offen steht
Und durch die ein müder Wille
Wie ein Kranker geht . . .

Mir selber

Es ist unabänderlich,
Daß ich mich in mir selber verkünde,
Daß ich alle die Dinge an mich
Mit meinen Gefühlen und Worten binde

Daß ich an allem mich entbrenne,
Glühe, doch mich nicht verzehre,